

Großes Militär Waisenhaus Potsdam

Meine Eltern, speziell meine Mutter, blieben bei ihrer Meinung, dass für mich trotz des Debakels in der NAPOLA eine Anstalts-erziehung der richtige Weg sei und so kam ich nach den Ferien von Plön direkt nach Potsdam ins »Große Militär Waisenhaus«.

Diese Bezeichnung meiner Heimat für die nächsten Jahre hat mir nie so richtig gefallen.

Ich war doch keine Waise.

Und weil es einen Film »KADETTEN« gab, der genau in dieser Anstalt in Potsdam spielte, hieß das Internat unter uns und möglichst auch zuhause viel stolzer »Kadettenanstalt«.

Ob ich mich nun schon an ein Anstaltsleben angepasst hatte oder ob in Potsdam ein anderer Wind wehte ist mir nie ganz klar geworden, aber ich kam irgendwie besser zurecht.

In Potsdam herrschte preußische Zucht und Ordnung.

Streng aber gerecht und zackig.

Diese fiese Art von Gruppenerziehung wie in der NAPOLA gab es nicht oder zumindest nicht in der erlebten Brutalität.

Wir lebten hier natürlich auch in der Gruppe, in einer großen Gemeinschaft.

Wir schliefen zusammen in einem großen Schlafsaal, wir wuschen uns gemeinsam meist mit kaltem Wasser in großen Waschräumen, die Toiletten hatten keine Türen, am Duschtage gab es immer eine große Wasserschlacht und wenn es zu turbulent wurde dann zielte auch mal ein Erzieher mit einem Kaltwasserschlauch dazwischen.

Wir neckten uns gegenseitig, spielten uns auch gegenseitig Streiche, aber das war nie böseartig oder hinterhältig und wurde vor allem von den Erziehern nicht provoziert. Die Erziehung war auf Gemeinschaft und Kameradschaft ausgerichtet, nicht auf Unterjochung des Schwächeren, nicht auf die berüchtigte »natürliche« Auslese.

Wenn einer mal nicht mithalten konnte, dann war er nicht gleich minderwertig, sondern es wurde ihm geholfen und er wurde von der Gemeinschaft mit getragen und nicht aussortiert.

Jedenfalls fühlte ich mich in der Kadettenschule Potsdam alles in Allem nicht unwohl, mein Heimweh war fast völlig verschwunden, der Begriff »Elternhaus« wurde immer nebulöser und beschränkte sich mehr und mehr auf die Erwartung eines »Fresspaketes« von daheim.

Die Ferien zu Hause in Perleberg waren natürlich eine Abwechslung, ich kam mit meinem fünf Jahre jüngeren Bruder zusammen und meine zehn Jahre jüngere Schwester war noch zu klein und uninteressant.

Wenn es nicht mit meinem Vater auf sein Segelboot am Plauer See ging oder an die Ostsee nach Gral Müritz wurde es mir bald langweilig.

Ich hatte ja keine eigenen Spielsachen, kein eigenes Kinderzimmer, keine Freunde in der Nachbarschaft.

Ich war immer nur »zu Besuch«.

Und da war auch noch das Problem mit meiner Uniform.

Anziensachen konnte man nur mit einer »Kleiderkarte« kaufen und die hatten meine Eltern für mich nicht, denn ich wurde ja von der Anstalt eingekleidet.

Und da man mit 11, 12, 13 Jahren ja bekanntlich kräftig wächst und ich keinen älteren Bruder beerben konnte, hatte ich mit zunehmendem Alter immer weniger zivile Kleidung und dann auch wirklich nur noch meine Uniform.

In der konnte ich natürlich nicht unbeschwert herumtoben und außerdem fiel man damit ständig auf und wurde begafft.

Und da war dann auch noch dieser blöde Grußzwang wenn man Uniform an hatte. Bei jedem vorbeigehenden Offizier: Stramme Haltung, drei Schritte vor der Begegnung Arm hoch zum Hitlergruß, einen Schritt danach Arm runter. Lästig.

So besinne ich mich, dass ich meist wieder froh war, wenn die Ferien vorbei waren und ich in den mir gewohnten Kreis zurück kam.

Außerdem wurden wir hier für den Führer gebraucht, hier hatten wir eine Aufgabe, hier lernten wir für die Zukunft, für die großen vor uns liegenden Aufgaben.

Entsprechend war die Erziehung und der Unterricht.

Wir hatten sicherlich nicht die schlechtesten Lehrer, sie waren in Wehrmachtsuniform, wurden mit ihrem Dienstgrad oder auch mit »Herr Studienrat« angesprochen, machten morgens mit uns Frühsport, frühstückten mit uns, waren dann unsere Lehrer und nach dem gemeinsamen Mittagessen unsere Aufsichtspersonen bei den Schularbeiten in den Klassenräumen.

Später waren sie je nach Neigung Chorleiter, Turnlehrer, Leiter der Bastelstunde, Musiklehrer für fast alle Instrumente aber auch strenge Vorgesetzte beim Exerzieren, beim Stubendienst, bei der Putz- und Flickstunde, beim Spindappell usw.

Nach dem Abendessen und der Freistunde sorgten sie dafür, dass wir rechtzeitig ins Bett kamen. Meist waren wir auch entsprechend müde und große Schlafsaalfeten waren selten zumal sie meist Ausgangsverbote oder Strafexerzieren oder sogar eine höchst unbeliebte »Maskenparade« nach sich zogen.

»Maskenparade«:

»In drei Minuten in Ausgehuniform auf dem Hof antreten!«
Rauf auf die Stube, rein in die Uniform, alle Jackenknöpfe zu, hoffentlich fehlt keiner, Koppelschloss mittig, Hosennaht gerade, alle Knöpfe am Hosenlatz zu, blanke Schuhe an, Schnürsenkel rechts und links gleichmäßig mit Schleife zu, Staubfussel wegmachen.

Runter in den Hof.

Unser Jungmannzugführer: »Stillgestanden, Augen rechts!«
Meldung: »Klasse 3B mit 32 Jungmännern in Ausgehuniform angetreten!«

»Danke, rühren, na dann wollen wir mal sehen wie die Herren ausgehen wollen.«

Genaue Untersuchung der Uniformen, irgendwelche Mängel gab es immer, also:

»In drei Minuten in Drillichzeug angetreten!«

Wieder rauf, Klamotten aus, Drillichzeug an, runter.

Gleiche Meldung, gleicher Vorgang, neuer Befehl: «In zwei Minuten in Trainingsachen antreten!«

Bei Trainingsachen wussten wir schon jetzt geht es rund:

»Hinlegen, auf, hinlegen, auf, um den Häuserblock zack zack, nicht so lahmarschig die Herren, zwanzig Liegestütze bitteschön, na was ist denn, keinen Dampf mehr, wollen wir uns mal etwas locker laufen, aber bitte etwas schneller, und nun noch mal das Ganze ...«

Und wenn es nicht noch mehr Umziehbefehle gab dann aber bestimmt: «In zehn Minuten Spind- und Stubenappell, wegtreten!«

Also rauf auf die Bude, Klamotten sauber machen und nach Vorschrift ins Spind, alles akkurat ausrichten, Hausanzug an, Stube klar machen.

Wenn wir nicht zu aufsässig gewesen waren und unser Vorgesetzter nicht gerade schlechte Laune hatte, dann ging auch meist der Stubenappell glimpflich ab.

Aber unsere Freistunde, die war weg.

So eine »Maskenparade« kam gottlob nur selten vor und wenn unser jeweils diensthabender Erzieher nicht allzu pingelig war und sogar mal anerkennend nickte – das kam wirklich vor – dann waren wir sogar ein wenig stolz auf uns.

Wir waren schon tolle Kerle.

Aus der Anstalt heraus kamen wir selten.

Es gab zwar einen Wochenendausgang aber das bedeutete erst einmal ein Abmelden beim wachhabenden Offizier mit peinlich genauer Untersuchung unserer Uniform – wir sollten ja schließlich die Anstalt nicht blamieren – und da war dann noch das extrem lästige Grüßen. Potsdam war voller Offiziere und das bedeutete ein ständiges »den Hund hochspringen lassen«.

Da blieb eigentlich immer nur das Kino, sofern der Film nicht erst »ab achtzehn« war.

Mogeln war da nicht.

Irgendwann kamen die ersten Bombenangriffe, es herrschte eine gewisse Panik auch in unserer Anstalt und dann hieß es ziemlich rasch, Tornister packen, feldmarschmäßig antreten (hatten wir oft genug geübt) und dann ging es ab zum Bahnhof.

Es herrschte wahnsinniges Gedränge, wir wurden regelrecht durch die Menge gepresst, »Zusammenbleiben« hieß es immer wieder, quer durch Mütter, Kinder, Gepäck, Uniformen.

Als der Zug einlief gab es ein irres Gedränge, Fluchen, harte Kommandos: »Hier ist reserviert«. Wir wurden durchgedrückt, rein in die Abteile, Tür zu, von außen abgeschlossen.

Protest von außen, warum haben die uniformierten Bengel da drin so viel Platz, sind die was besonderes? Halt besser die Klappe, das ist unser Elitenachwuchs ...

Und so wurden wir nach Seebenstein bei Wien evakuiert.

Ein nettes kleines Dörfchen, wir hatten nach meiner Erinnerung recht gepflegte Unterkünfte in neuen Baracken, wurden gut gepflegt und hatten geregelt und offenbar auch anspruchsvollen Unterricht.

Morgens ging es raus zum Frühsport und Waldlauf über einen kleinen Bach mit einem Steg. Vor dem Steg immer das Kommando. »Ohne Tritt« aber wenn unser Sportlehrer vor uns lief dann brachten wir es gelegentlich fertig »im Gleichschritt« über

den Steg zu laufen. Der fing dann immer herrlich an zu schwingen, hob sich vom Fundament und blieb oft schräg liegen. Einmal fiel er sogar mit einer Seite ins Wasser, ein Kran musste kommen, es gab offenbar Ärger mit der Gemeinde, wir bekamen hartes Exerzieren aufgebremmt und über den Steg ging es danach nur noch im Gehtempo in Reihe hintereinander.

Kameradschaft wurde groß geschrieben, man half sich wenn möglich gegenseitig und es blieb auch Zeit für persönliche Vorlieben wie Lesen, Singen, Musizieren, Basteln.

In letzterem tat ich mich besonders hervor, wurde häufig gelobt und entsprechend stand das auch mehrmals in meinen Zeugnissen und meiner Beurteilung.

Leider stand da auch immer wieder: »Im Heim fehlt ihm Ordnungsliebe« was ich weder gut noch gerecht fand. Aber die Ansichten sind da wohl unterschiedlich.

Nachmittags, nach den unter Aufsicht in den Klassenräumen zu erledigenden Hausaufgaben, ging es ins Gelände. Geländespiele, Tarnen, an ein Ziel heranrobben, Entfernung schätzen, Meldungen überbringen, Nahrhaftes von Giftigem unterscheiden, Wasser im Käppi holen, Feuer anmachen, Zelte aus der Wehrmachts-Dreiecksplane bauen, Klappspaten als Waffe benutzen.

Alles in allem eine richtige kleine Wehrdienstvorbereitung.

In Seebenstein sah ich auch meinen ersten toten »Feind«.

Ganz in unserer Nähe war ein feindlicher Bomber abgestürzt.

Da marschierten wir natürlich sofort hin.

Überall lagen Trümmer und größere und kleinere Flugzeugteile herum.

Etwas abseits lag das abgerissene Flugzeugheck mit dem fast unversehrten Leitwerk mit der Kanzel für den Heckschützen. Der lag, noch an seinem Sitz angegurtet, mit Oberkörper und Gesicht innen an der Kanzelscheibe und schaute nach draußen.

Mit offenen Augen, als würde er noch leben und uns ungläubig ansehen.

So sieht also ein »Feind« aus?
Eigentlich wie mein Vater in Fliegerkombi.
Etwas gruselig war das schon und das Bild habe ich noch heute
vor Augen.
Lebte der nicht wirklich noch?

Aber es gab auch erbaulichere Dinge.
Gelegentlich fuhren wir nach Wien ins Theater und natürlich
auch auf den Prater und auch die nahe Semmeringbahn war im
Programm.

Es gab auch Ferien aber nur die aus Süddeutschland durften fah-
ren. Für die Mitteldeutschen und die Nordlichter war die Reise
zu weit, zu lang, zu gefährlich. Außerdem waren die Züge immer
überfüllt und zunehmend gezielten Tieffliegerangriffen ausge-
setzt.

Im Herbst 1944 ging es dann zurück in unser Stammhaus nach
Potsdam. Die Front kam unaufhaltsam näher und offenbar wurde
Seebenstein vorsorglich aufgelöst.